

Meir Shalev  
Erzähl's nicht  
deinem Bruder

ROMAN

Aus dem Hebräischen  
von Ruth Achlama

Diogenes

Titel der 2022 bei Am Oved, Tel Aviv,  
erschienenen Originalausgabe:  
›Al tessaper leAchicha‹  
Copyright © Meir Shalev  
Zitatnachweis am Ende des Bandes  
Covermotiv: Gemälde von Isaac Grünewald,  
›Porträtt av balettprimadonnan  
Ebom Strandin«, ca. 1920  
Copyright © Isaac Grünewald

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2023  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
100/23/44/1  
ISBN 978 3 257 07267 9

*Im Gedenken an Refi, Refaella Shir,  
meine geliebte Schwester, die nicht mehr ist.*



Einmal, in einer kleinen Tel Aviver Straße, deren Namen ich vergessen habe, erschienst du mir andeutungsweise in einer anderen Frau. Sie kam mir entgegen mit deinen Schritten, ließ mich deine Gestalt sehen, und mir blieb schier das Herz stehen, meine Füße hörten auf zu gehen. Meine Hände nahmen kurz die Brille ab – Kurzsichtige wie ich werden verstehen, warum – und setzten sie rasch wieder auf.

»Du hast *Reset* gemacht«, höre ich Boas im Geist zu mir sagen.

»Etwas in der Art«, erwidere ich, »und ich schreibe eine Geschichte. Stör mich nicht.«

Da begriff ich bereits, dass nicht du es warst, aber manchmal überholt der Körper das Bewusstsein, kommt das Fleisch der Seele zuvor. Meine Lippen lächelten die Frau ganz von alleine an, und meine Augen fixierten sie.

Sie erwiderte überrascht meinen Blick: »Kennen wir uns?«

»Nein, Verzeihung, es kam mir nur kurz so vor.«

»Ich verstehe. Sie hielten mich für eine andere.«

Verlegen gestand ich: »Gewissermaßen. Sie sehen dieser anderen Frau ein bisschen ähnlich.«

Und insgeheim, zu mir: Idiot!

»Ja«, sagte sie, »diesen Satz kenne ich, habe ihn schon öfter gehört.«

»Tut mir leid«, sagte ich.

Und insgeheim, zu mir: Wie blöd kann man bloß sein.

»Schon in Ordnung, ich bin diese Verwechslungen gewohnt, anscheinend sehe ich vielen anderen Frauen ähnlich«, erwiderte sie. Und nach einer kurzen, nachdenklichen Pause: »Oder ich stoße immer wieder auf Männer, die ein und dieselbe Frau nicht vergessen können.«

»Das war ein schöner Satz«, sagte ich, »eines Tages werde ich ihn vielleicht verwenden.«

»Gern geschehen«, gab sie zurück, »dieser schöne Satz ist ein Geschenk von mir. Sie dürfen ihn verwenden, wann immer Sie Lust haben.«

»Danke«, sagte ich. »Das ist ein schönes Geschenk.«

»Sie auch.«

»Ich verstehe nicht«, stellte ich mich dumm.

»Sie haben sicher schon von vielen Frauen gehört, dass Sie ein sehr gut aussehender Mann sind.«

»Hoppla ...«, rief Boas, diesmal in Person, in meinem Hotelzimmer. »Und schon wieder ist es unserem Schöönen passiert, noch eine Frau flirtet mit ihm. Auf offener Straße, im Geschäft, bei der Arbeit, auf einer Party und wer weiß, wo sonst noch.«

Boas ist mein kleiner Bruder. Wir haben beide die Sechzig überschritten, und er ist nur zwei Jahre jünger als ich, aber so nenne ich ihn gern. Und von dieser Frau, die einen Moment Michal glich – da, jetzt habe ich deinen Namen ausgesprochen und niedergeschrieben –, erzählte ich ihm, als

wir zusammensaßen, bei einem meiner Besuche in Israel, und auch im Geist, wenn ich mich zum Schreiben hinsetzte, in meinem Haus in den Vereinigten Staaten.

Ich wurde wütend: »Was für eine Party denn? Ich geh nicht auf Partys, und ich mag es nicht, wenn du mich Schöööner nennst, in diesem ekelhaften Tonfall deines Vaters.«

»Unseres Vaters«, sagte Boas, »er war auch dein Vater, falls du es wieder mal vergessen haben solltest.« Er leerte sein Glas auf seine unausstehliche Weise, in einem großen Schluck, und lachte auf: »Aber weiter, erzähl von dieser Frau. Seid ihr zu ihr gegangen oder zu dir ins Hotel? Und wie habt ihr's getrieben? Du auf ihr oder sie auf dir?«

»Wir sind weder zu mir noch zu ihr gegangen, und wir haben auch nichts getrieben. Lass das bitte.«

Es war spätabends. Wir saßen auf dem Balkon meines Hotelzimmers, am Meer, das unsichtbar, aber vorhanden war, sich im Dunkeln wälzte wie ein großes Tier. Wir tranken Gläschen um Gläschen von dem Feigenschnaps, den ich zu diesen Treffen immer mitbringe, kosteten von den Mezze, die Boas in Tel Aviv gekauft hatte, und unterhielten uns. So machen wir es jedes Mal, wenn ich nach Israel komme – wir verabreden uns zu einer »Nacht der Brüder«, wie wir sie nennen, die nur uns gehört. Nur meinem Bruder und mir, uns beiden allein.

Wir reden und erzählen dann vom Untergang der Sonne bis zu ihrem Aufgang, essen und trinken – »saufen, um genau zu sein«, sagt Boas' Frau Maya –, betrinken uns still, langsam und gründlich und reden: über meine Frauen und

seine Frau, über die Kinder, die ich nicht habe, über seine Tochter und seinen Sohn, und über meine Mutter und seinen Vater, wie ich sie für mich hartnäckig nenne, denn er zog Boas vor und sie mich.

Der Alkohol löst unsere Zungen, spült unsere Herzen durch, ölt unsere Stimmbänder. Boas und ich sind unterschiedliche, aber eng vertraute und liebende Brüder. Die Erinnerungen steigen auf, und da wir Söhne unserer Eltern sind, sind sie zahlreich und mächtig. Doch vor einigen Jahren, in der Brüdernacht 2010, habe ich ihm eine Geschichte erzählt, die nichts mit unserer Familie zu tun hat, über eine Nacht, die ich zwanzig Jahre zuvor, 1990, erlebt habe. Ich erzählte ihm von einer Frau, die ich an jenem Abend kennenlernte, von unserer Begegnung und von dem, was danach in ihrem Haus geschah – einem einsamen Haus irgendwo im Scharon, inmitten eines Gewirrs von Feldwegen, zwischen Zitrushainen, Gemüsebeeten und Avocado-plantagen.



Mein Name ist Itamar Diskin. Ich bin 1945 in Jerusalem geboren und lebe schon seit fünfunddreißig Jahren in den Vereinigten Staaten. Jedes Jahr komme ich für einige Wochen auf Besuch nach Israel, immer im Frühherbst, miete ein Auto und übernachte in einem Hotel am Meer. Nicht in Tel Aviv, wo Boas und Maya wohnen, sondern in Herzliya oder Netanya.

Maya grummelt: »Warum nimmst du unsere Einladung nicht an und wohnst bei uns? Wir sind deine ganze Familie.« Aber ich beharre darauf. Ich möchte die beiden nicht mit den nächtlichen Gewohnheiten des alten Junggesellen stören, der ich über die Jahre geworden bin: Schlafengehen »mit den Hennen« und Aufwachen »mit den Hähnen«, zumal nach einem Flug aus den USA, Musikhören zu den verrücktesten Nachtstunden, mitternächtliches Eiswürfelklirren im Shaker und im Glas, nächtliche Betätigung der Klospülung, Rausgehen zum Morgenlauf und schnaufende Rückkehr.

Auch in Amerika jogge ich jeden Morgen, und wenn ich in Israel bin, schwimme ich gegen Abend noch im Meer. So auch dieses Mal. Bei meiner Rückkehr vom Strand strömten drei junge Frauen und zwei junge Männer in knappen, tropfenden Badesachen zu mir in den Hotelfahrstuhl, drängten

sich lärmend rein wie bei euch hier üblich, Boas. Ich drückte meine Badetasche an die Brust, aber ein Tropfen, der an der Nasenspitze eines der Kerle hing – Wasser? Schweiß? –, schwoll an, schwankte, und wie in Zeitlupe – die ich auch im Kino zum Kotzen finde – fiel er runter, prallte auf meinen Fuß, lief über meine Haut und verschwand wie davon aufgesaugt.

Eine der jungen Frauen fixierte mich und fragte: »Sag mal, bist du nicht ein Filmschauspieler? Kann es sein, dass ich dich mal im Kino gesehen habe?«

Ich setzte das beste Hollywood-Lächeln auf, das ich zuwege brachte, und antwortete in meinem amerikanischsten Englisch, dass ich nicht Hebräisch spräche. Ich hörte sie gerade noch darüber rätseln, wer ich sein könnte, da hielt der Fahrstuhl schon auf meiner Etage. Ich schlängelte mich raus, steuerte geradewegs mein Zimmer an und ging unter die Dusche.

Lange stand ich unter dem Wasserstrahl. Reinigte mich von dem Lärm der Worte und dem Schmutz des Tropfens, wusch Sand und Salz des Meeres ab. Beim Anziehen überlegte ich, ob ich mich zum Abendessen bei Boas und Maya einladen oder mir einfach nur etwas aufs Zimmer bestellen sollte, und nickte schließlich – verwirrt vom Zeitunterschied zwischen meinem Wohn- und meinem Heimatland – bekleidet auf dem Bett ein.

Ich schlief kurz und schlecht, und als ich aufwachte, war es bereits dunkel im Zimmer. Im ersten Moment begriff ich nicht, wo ich war. Ich kam hoch, setzte die Brille auf, blickte aus dem Fenster und sah in der Nähe Männer und Frauen vor einer Bar stehen, trinken, reden, aus und

ein gehen. Lachen schallte von dort, nicht zu laut, sondern entspannt und freundlich, wie die Stimmen alter Bekannter.

Meine Kleider waren von dem kurzen Schlaf ganz zerknittert. Ich zog mich um, musterte mich im Spiegel, fuhr mit demselben Fahrstuhl wieder runter – erleichtertes Aufatmen: Jemand hatte bereits den Boden aufgewischt – und ging dorthin.

Die Bar war klein und angenehm, eine richtige Kiez-Kneipe. Durch den Zigarettenqualm, die süßlichen Parfüms und penetranten Rasierwasser, die Frauen und Männer gern auf ihre Mitmenschen loslassen, drangen liebliche Düfte nach gutem Essen. Sie hingen so in der Luft, wie Essensdüfte es tun sollen: wie die Farben einer Flickendecke, einander berührend, aber nicht verfließend.

»Bist du sicher, dass dort geraucht wurde?«, hakte Boas nach. »Bei uns in Israel ist Rauchen in Restaurants verboten.«

Boas hat viele Jahre in der Marine gedient. War ein Chief, ein Maschinenraumoffizier in der U-Boot-Flotte. Der Dienst dort, hat er mir mal erzählt, erforderte von ihm, auf alle Einzelheiten zu achten, genau hinzuhören und hinzusehen. Unter dem Meeresspiegel verhindert diese Eigenschaft Unfälle und rettet Leben. Doch über dem Wasser, auf einem Hotelbalkon, bei Delikatessen und der zweiten Flasche Boukha-Schnaps, wirkt sie lächerlich.

»Boas, du bist jetzt nicht auf deinem U-Boot«, sagte ich. »Such nicht auch in meiner Geschichte nach Lecks und Defekten.«

»Reg dich nicht auf«, beschwichtigte er.

»Ich habe dir ja gesagt, die Geschichte ist vor zwanzig Jahren passiert. Damals durfte man in Bars und Restaurants noch rauchen.«

»Zwanzig Jahre? Das ist ein Jahr nach Mutters Tod«, stellte er fest.

»Stimmt. In dem Jahr bin ich zweimal hergekommen, im Herbst wie immer und dann nochmals im Frühling, zu ihrem ersten Todestag.«

Die Tische waren alle schon besetzt, aber an der Bar saßen nur zwei Paare. Ich setzte mich in einigem Abstand zu ihnen an die Wand und sah mich um. Mit behutsamen Blicken, die nirgends hängen blieben, gewiss nicht starrten, Blicke, mit denen ein fremder Mann in einem Territorium, das nicht seines ist, die Einheimischen betrachtet. Besonders, wenn er ein auffallender Mann ist und weiß, dass auch sie ihn anschauen, ihre Vermutungen anstellen und Geschichten daraus spinnen.

Bald traf mich ein spezifischer Blick aus den Augen einer Frau, die älter war als ich. Ich schätzte sie auf sechzig.

»Wie alt warst du da noch mal?«

»Ich hab dir doch gesagt, es war vor zwanzig Jahren, 1990, also war ich fünfundvierzig.«

Sie saß an einem Ecktisch in Gesellschaft einer jungen Frau. Aufgrund ihrer Ähnlichkeit hielt ich sie für Mutter und Tochter, ein Gespann, wie man es manchmal sieht: eine strahlende, ältere Mutter und ihre blasse jüngere Ausgabe.

Sie nahm mich immer wieder ins Visier. Oft schon hatte ich diesen prüfenden Blick gesehen. Und obwohl ich ihn kannte, erschauerte ich und nahm die Brille ab. Nicht, um

mein Äußeres zu verändern, sondern weil bei so kurz-sichtigen Augen wie meinen das Absetzen der Brille die Gesichter der Mitmenschen kontur- und ausdruckslos macht und sie verstummen lässt. Sie schweigen nicht völlig, aber ihr Lärm verebbt, wird zum fernen Rauschen unsichtbarer Wellen.

»Wie wenn Mutter ihr Hörgerät rausgenommen hat«, sagte Boas.

»Bei Mutter war das etwas komplizierter«, erwiderte ich.

Der Barmann kam zu mir. Ich bestellte einen Grappa.

»Die Bruschette gehen aufs Haus«, erklärte er und stellte einen Teller neben mein Glas.

Ich dankte ihm, trank einen Schluck und begann langsam zu essen. Ein paar Minuten später erhob sich die Nebelgestalt der älteren Frau und ging hinter den Tresen. Ihren Gesichtsausdruck konnte ich nicht erkennen, aber Gesten und Haltung verrieten mir, dass sie an der Kasse telefonierte.

Ein kurzes Gespräch, und schon kam sie auf mich zu, wurde immer klarer, löste sich aus den Nebelschleiern.

»Guten Abend«, sagte sie.

»Guten Abend«, gab ich den Gruß zurück. Ich setzte die Brille wieder auf und sagte: »Jetzt erkenne ich Sie auch. Sie sind die Dame, die an dem Tisch dort in der Ecke gesessen hat.«

»Ich bin auch die Wirtin, und Sie sind ein neuer Gast. Ich wollte wissen, ob es Ihnen hier gefällt.« Zu diesen Worten füllte sie mir Grappa nach.

»Ja, sehr«, sagte ich, »danke.«

»Es ist nicht wegen Ihrer schönen Augen. Wir haben noch Happy Hour, da steht Ihnen der zweite Drink zu, und ich hoffe, Sie sind zufrieden und kommen wieder.«

»Wohl leider nicht so bald. Ich lebe nicht in Israel.«

»Darf ich Sie um etwas bitten?«

»Gern«, erwiderte ich.

»Ich bitte Sie, nicht gleich wegzugehen, sondern noch ein Weilchen zu bleiben, denn bald wird eine Frau herkommen, die Sie gern treffen möchte.«

»Ich versteh nicht«, sagte ich. »Hat sie mich hier gesehen? Kenne ich sie?«

»Nein, was bist du naiv«, warf Boas ein. »Die Wirtin hat doch bei der angerufen und erzählt, dass ein gut aussehender Fremder allein an der Bar sitzt und sie sich beeilen soll, ehe eine andere ihn abschleppt. Du hast ja selbst gesagt, dass sie telefoniert hat, bevor sie dich ansprach.«

»Schade, dass du nicht dabei warst, um mir zu sagen, was ich tun soll«, gab ich zurück.

»Die Betreffende ist nicht hier und hat Sie nicht gesehen«, antwortete die Wirtin. »Ich habe Sie gesehen und ihr am Telefon geraten herzukommen.«

»Genau, was ich gesagt habe«, erklärte Boas. »Vielleicht solltest du doch auf deinen Bruder hören.«

»Nicht, weil du so klug bist, Boas«, sagte ich. »Jene Nacht war einfach sehr wirr für mich, wie du noch verstehen wirst, aber ich präsentiere sie dir als Geschichte, und Geschichten ordnen die Wirklichkeit.«

»Ist mir zu hoch«, sagte er. »Ich bin ein einfacher Mensch. Ein Ingenieur. Kein Mann der Geschichten, sondern einer der Planskizzen, der Materialstärken, der menschlichen

Stärken vielleicht auch ein bisschen, aber vor allem der Druck-, Zug- und Antriebskräfte.«

»Ist das ein Dienst, den Sie allen Gästen anbieten?«, fragte ich sie.

»Gute Frage«, sagte Boas. »Und ich errate schon, worauf diese Geschichte hinausläuft. Vermutlich liege ich in ein paar Minuten bereits unter dem Bett von dir und von der, die dich kennenlernen wollte, und kriege ein paar Brosamen ab, die herunterfallen.«

»Nein«, antwortete die Wirtin, »wir kennen uns schon viele Jahre und stehen uns nahe. Früher war ich die jüngere Freundin ihrer Mutter, heute bin ich ihre ältere Freundin, und ich wollte ihr eine Freude machen. Ein fremder Mann, der sehr gut aussieht, sitzt allein bei mir in der Bar und trinkt Grappa. Du solltest kommen und ihn kennenlernen, habe ich ihr gesagt.«

Ihre Augen schweiften über meinen Körper, betrachteten Gesicht, Brust und Hände, wanderten zu den Schenkeln hinunter, die sich von selbst aneinanderdrückten.

»Benachrichtigen Sie sie jedes Mal, wenn ein schöner Mann Ihre Bar betritt?«, fragte ich.

»Nein.« Sie lachte. »Außerdem ist noch nie jemand Ihres Formats reingekommen. Es ist nicht nur Ihre Figur, es ist auch Ihr Kleidungsstil.«

»Danke«, sagte ich.

»Gibt es eine Frau, die Sie einkleidet?«, fragte sie.

»Nein«, antwortete ich.

»Gibt es eine Frau, die Sie auszieht?«

Boas prustete los: »Eine tolle Frau, diese Barbesitzerin.

Wieso hast du mich in den zwanzig Jahren seither nie mal dort hingeführt?«

»Weil ich selbst nie wieder hingegangen bin. Weder in diese Bar noch in jenes Hotel.«